Grünberger  Wochenblatt.

20. Jahrgang. № 29.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 8. April 1844.

Mein Oheim und mein Schwiegervater.

Eine Erzählung von Gustav vom See.

(Fortsetzung.)

II.

Viele Jahre waren nach den Ereignissen, welche ich eben erzählt habe, verflossen. Meinen Oheim hatte ich, wie er es vorausgesagt, nicht wieder gesehen; wir waren zwar Landsleute geworden, aber er war bald darauf nach jenem großen Lande ausgewandert, in welchem alle Völker der Erde, so wie die Bewohner der anderen unzähligen Himmelskörper, alle, die darauf gelebt haben und darauf leben werden, sich zusammenfinden zu einer großen unendlichen Gemeinde. Auch meine Eltern waren gestorben, und die Sorgen und die Noth des Lebens hatten auch an meine Thür geklopft. Mit Fleiß und Ausdauer war ich ihrer Herr geworden, wenn auch unter manchen Anstrengungen und Entbehrungen, ich hatte meine Studien vollendet, man lobte mich wegen meines Benehmens, rühmte meine Kenntnisse, und, ob ich gleich ohne alle Verbindungen da stand, wurde ich doch vielen Mitbewerbern vorgezogen und zum Director eines bedeutenden Gerichtes ernannt.

Diese Auszeichnung, denn als eine solche konnte ich es ansehen, wurde mir aber nicht etwa in einem sehr jugendlichen Alter zu Theil, wie es nach dem eben Gesagten den Anschein haben könnte. Es ist hinlänglich dafür gesorgt, daß der Weg zu den mittleren Beamtenstellen nicht zu rasch zurückgelegt werde — mit den höheren geht es allerdings oft anders; das Genie hat hier eher Gelegenheit, eine angemessene Stellung einzunehmen, besonders wenn es sich des Glückes eines geniereichen Vaters, Onkels, Vetters u. s. w. zu erfreuen hat. Daher kommt es denn auch, daß das Genie sich vom Vater auf den Sohn vererbt, was man sonst oft bezweifeln wollte, und daß die geheimen Räthe in manchen Familien gar nicht aussterben.

Mir wurde die eben gedachte Auszeichnung zu Theil, nachdem ich der Hälfte der Dreißig ganz nahe stand, also in einem Alter, was so recht eigentlich zum Dirigiren geschaffen ist. Ich habe dies nie lebhafter gefühlt, als seitdem ich selbst den Dirigentenstab handhabe. Es ist eine schöne Sache um die Gewalt. Für einen ehrgeizigen Mann giebt es gewiß nichts so Anlockendes und Reizendes, gewiß nichts so Schmerzliches, als auch nur den kleinsten Theil davon wieder zu verlieren. Ich weiß' selbst nicht, woher es kommt, aber was man so eigentlich ehrgeizig nennt, gehört nicht zu meinen Tugenden oder Fehlern, deßhalb fühle ich mich zwar glücklich, daß ich nicht mehr nöthig habe an der Leine zu laufen, sondern selbst die Zügel handhabe — das ist aber auch so ziemlich Alles. Ich möchte gar nicht mehr werden, und hoffe hier, wo man mich, wie ich glaube,

achtet und liebt, so lange zu bleiben, bis wir, mein guter Oheim und ich, wieder Landsleute werden.

Sie kommen doch heute auf den Ball, bester Director? fragte mich eines Tages einer der Räthe des Gerichts, mit dem ich vorzugsweise befreundet war, und dessen schöne anmuthige Frau schon oft den Wunsch bei mir hatte rege werden lassen, mir auch bald eine Gefährtin für das Leben zu suchen, und nicht länger zu zögern, sollte es überhaupt noch geschehen. Aber je älter man wird, desto schwieriger wird man in der Wahl einer Frau, und indem man stets überlegt und Bedenken erhebt, wird man immer älter, bis es zuletzt eine Thorheit sein würde, den traurigen Orden der Hagestolzen zu verlassen.

Ich bedauere, heute Abhaltung zu haben, erwiderte ich, es wird sich schwerlich machen lassen.

Meine Frau hatte sich sehr auf Ihre Gesellschaft gefreut, entgegnete der Schlaue, der wohl wußte, wo meine Achilles-Ferse zu suchen war.

Nun ich will sehen, wenn es mir irgend möglich ist, so werde ich kommen, antwortete ich, schon fast entschlossen, hinzugehen.

Versprechen Sie's, sonst sehen wir Sie doch nicht, lassen Sie uns zusammen speisen, es sind noch einige Familien; wir werden gewiß recht heiter sein. Soll ich ein Gedeck für Sie bestellen? fragte er weiter, nachdem er mir die Familien genannt. Jede zählte entweder eine schöne Frau oder Tochter zu den Ihrigen, so daß es mir unmöglich war, abzuschlagen.

Obgleich ich, so lange ich in G. war, niemals getanzt hatte — ich hielt dies nämlich mit meiner Dirigenten-Würde nicht recht vereinbar — so vergnügte ich mich doch sehr auf den Bällen, und heute war's besonders fröhlich und munter. Wir saßen in der Pause, ein munterer Kreis von verheiratheten und unverheiratheten Männern, Frauen und Mädchen, zusammen, und würzten das schmackhaft zubereitete Abendessen mit heitern launigen Gesprächen und Scherzen, worunter jene Anspielungen und Neckereien natürlich nicht fehlen durften, die ein vermuthetes oder im Schleier des halben Geheimnisses liegendes Verhältniß zum Gegenstande haben, sich ewig wiederholen, weil die Welt sich stets verjüngt, dessen ungeachtet aber doch immer reizend und anziehend bleiben.

Die fliegenden Champagnerpfropfen, hie und da von dem Angstruf eines schönen Mundes begleitet, waren die Signale zu noch erhöhter Heiterkeit.

Sie müssen heute auch tanzen, Director! rief mein Freund über den Tisch mir zu, Sie haben ja eine ganz hübsche stattliche Figur, warum tanzen Sie nicht? engagiren Sie Ihre Nachbarin! Es hilft Ihnen nichts, rief er noch lauter durch das zunehmende Schwirren der Stimmen, während ich mit dem Kopfe schüttelte, Sie müssen tanzen!

Meine Nachbarin, welche meine verneinende Bewegung deutlich wahrgenommen hatte, bemerkte mir sogleich, daß sie keinen Tanz mehr frei habe, und ich nahm hieraus Veranlassung, meine Weigerung eben so laut auszusprechen. Dieß hatte die unglückliche Folge, daß nun der ganze Tisch sich in meine Tanz- oder besser Nichttanzangelegenheiten mischte und ich förmlich bestürmt wurde, nachzugeben. Ich setzte jedoch diesem Aufgebot in Masse einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und so schien man die Idee endlich fallen zu lassen, als die Frau meines Freundes die Sache wieder aufnahm.

Sie sollen heute dennoch tanzen, liebster Director, sagte sie schalkhaft lächelnd, es wird Ihnen Alles nichts helfen.

Ich weiß wirklich nicht, meine gnädige Frau, — erwiederte ich einigermaßen verlegen. —

Haben Sie Lust zu wetten, daß Sie tanzen werden? unterbrach sie mich, ich schlage Ihnen im Namen meines Mannes eine Wette von sechs Flaschen Champagner vor, haben Sie Muth?

Und ich schlage ein, und mache mich anheischig, das Doppelte zu geben, wenn ich verliere, was aber nicht möglich ist —

Das thut nichts, rief mein Freund, die Wette wird angenommen, und bravo! bravo! accompagnirte die ausgelassene Tischgesellschaft.

Bald ertönte wieder die Musik und Alles eilte in den Tanzsaal. Eine Zeit lang blieb ich allein sitzen, um in gar keine Berührung mit den Tanzenden zu kommen, bald schien mir jedoch dieses Benehmen wenig Selbstvertrauen zu verrathen, auch hielt ich mich in Beziehung auf meine Wette für völlig sicher, und so verließ ich denn ebenfalls meinen einsamen Sitz und trat in den Saal.

Man soll die Gelegenheit meiden, sagt ein altes wahres Sprüchwort, und wem es wirklich

Ernst ist, etwas zu unterlassen, der sollte sich stets daran erinnern.

Es wurde der Cotillon getanzt. Ein Kreis von mehr oder weniger schönen jungen Damen nahm mit den Tänzern fast den ganzen Raum des Saales ein; für die Zuschauer blieb nur wenig Platz übrig, den sie, dicht gedrängt, ausfüllten. Als ich mich auch dorthin stellte, führte man eine Tour aus, in welcher an sämmtliche Tänzerinnen nach dem Zufalle kleine Geschenke vertheilt wurden, worunter eine Krone von seltenen Blumen, deren Besitzerin zur Königin des Balles ausgerufen werden sollte. Die Geschenke waren mit Zahlen versehen und jede Dame zog aus einem verdeckten Gefäße eine diesen entsprechende Nummer und dadurch die Anwartschaft auf ein Geschenk. Die glückliche Zahl, welche die königliche Krone verlieh, war ein Geheimniß.

Die Aufmerksamkeit sowohl der Tanzenden, als der Zuschauer wurde durch diese mit Geschmack erdachte Tour sehr gespannt erhalten. Jetzt rief man die Nummer der Königin aus! Es trat eine Zeit lang eine allgemeine Stille ein, dann entstand ein Geflüster, endlich lautes Beifallsrufen und Händeklatschen, und Aller Augen richteten sich auf ein junges, unfern von mir stehendes Mädchen. Ich weiß nicht, wie es geschah, dies Mädchen, welches mir bis jetzt immer mehr wie ein Kind vorgekommen war, schien mir plötzlich ganz verändert. Es lag ein anmuthig lieblicher Zauber auf diesem schönen jugendlichen Gesichte, auf dieser leichten Sylphen-Gestalt! Ich konnte meine Blicke gar nicht abwenden, als sie die ihrigen erröthend und verlegen niederschlug, während man ihr die Blumenkrone in das reiche Haar flocht, sie in die Mitte des Saales führte und nun das Orchester die wirbelnden Fanfaren zu Ehren der jungen reizenden Königin ertönen ließ. Ein Damenkreis umgab sie und führte einige Touren aus, dann öffnete er sich, und die Königin wählte zuerst ihren Tänzer. Ich war sehr begierig, wen sie wählen würde, obgleich ich mir einen Grund dieser ungewöhnlichen Neugierde nicht anzugeben vermochte. Sie schwebt der Gegend zu, wo ich mich befinde, und plötzlich steht sie vor mir, ihre kleine Hand ein wenig erhoben, als Aufforderung, ihr zu folgen. Ich zögerte — Alles blickte auf mich, es herrschte eine lautlose Stille, derjenigen ähnlich, welche einem heftigen Sturme bevor zu geben pflegt — dann, als sie die Augen empor schlug, diese sanften, tiefen, schüchternen Augen, und mich fragend anblickte — da wäre ich nicht länger stehen geblieben, und wenn ich in meinem Leben noch nicht getanzt, und um eine Million gewettet hätte!

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Grünberg.

Zum ersten Male wieder nach langen Jahren sahen wir auf unserer Bühne Mozarts herrliche Zauberflöte, deren wahrhaft bezaubernde Melodien sich trotz des abscheulichen, längst veralteten Textes noch bis auf unsere Tage originell und frisch erhalten haben. Wir können die Bemühungen der Direction, neben dem vielen Neuen, das sie in reicher Auswahl uns bietet, auch ältere gediegene Werke auf dem Repertoir zu erhalten, nicht genug anerkennen, insbesondere aber müssen wir der Benefiziantin, Dem. Leopold, für die Wahl dieses klassischen Stückes unseren Dank aussprechen.

Pamina (Mad. Böhn) sang, wie immer, vortrefflich, und verstand es auch, durch ihr Spiel dem Charakter ihrer Rolle mehr, als wir es bei anderen Darstellerinnen bisher gesehen, Interesse, und in manchen Scenen sogar dramatischen Ausdruck zu verleihen. — Tamino (Hr. Bachmann) schien diesen Abend nicht recht bei Stimme zu sein, doch war der Vortrag des schönen Liedes: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön" recht gelungen, und ebenso entschädigte auch sein Spiel für seine kleine Indisposition. — Auf die Auffassung des Papageno durch Hrn. Albert waren wir recht gespannt, er, ein Wiener Kind, mußte uns die Rolle in ihrer ursprünglichen Weise vor Augen führen, und wir müssen gestehen, daß uns seine ächt wienerische derbe Natürlichkeit und gemüthliche Naivität recht ansprach; seine netten Lieder sang er mit gewohnter Fertigkeit, nur schien er, was wir übrigens keinem Schauspieler verdenken können, mit den Pfeifen (wenn auch nur auf der Papageno-Pfeife) nicht recht vertraut zu sein. Die sternflammende Königin der Nacht, deren Stimme und Sterne gleich umwölkt zu sein schienen, denn es war von beiden nichts zu bemerken, zeichnete sich durch nichts als durch völlige Weglassung ihrer brillanten Gesangpartie aus, und da sie auch nichts zu sagen hatte, können wir

es uns wohl ersparen, ein Mehreres über sie zu sagen. — Sarastro (Hr. Grabl) gab sich mit seiner Parthie sichtlich Mühe, doch fehlt es ihm an der nöthigen Tiefe. — Der Sprecher (Hr. Müller) sang und sprach recht gut, doch würden wir ihm rathen, sich künftig als Priester nur um die Eingeweide der Opferthiere, nicht aber um die der Eingeweiheten zu bekümmern. Demoiselle Leopold war in ihren Verwandlungen recht brav, als Papagena aber besonders reizend; sie wurde mit Hrn. Albert gerufen.

In der Musik müssen wir besonders tadelnd die Flötensoli hervorheben, die auch ihre bezaubernde Wirkung auf die erscheinensollenden Affen und dergl. zu verfehlen schienen.

Wie wir vernehmen, wird uns zum ersten Feiertage „Belisar" geboten werden, eine Oper, die sich sowohl durch musikalischen Gehalt, als auch durch glänzende Ausstattung einen dauernden Platz auf allen Bühnen Deutschlands errungen hat, und hoffentlich auch hier nicht verfehlen wird, das Publikum zahlreich anzuziehen. Der für den Montag angesetzten Wiener Posse: „Faust's Hauskäppchen" glauben wir dem Rufe nach ein eben so günstiges Prognostikon stellen zu dürfen, zumal wir für komische Parthien in Herrn Brenk einen so tüchtigen Schauspieler besitzen.

Mannichfaltiges.

Das Journal asiatique theilt folgende Anekdote mit: Ein kranker Muselmann sprach zu seinem Diener: „Hole mir bei jenem Arzte eine Medizin." — „Ja, es könnte aber sein," entgegnete der Diener, „daß der Arzt nicht zu Hause wäre." — „Er ist zu Hause, geh' nur gleich!" — „Allein, wenn ich ihn finde, kann er mir vielleicht keine Medizin geben." — „Bring' ihm diesen Zettel, er wird Dir geben, was ich verlange." — „Gut, er wird mir eine Arznei geben, aber wenn sie keine Wirkung macht?" — „Elender," rief der Herr, „wirst Du Betrachtungen anstellen oder mir gehorchen?" — „Herr," erwiderte der faule Diener, „nehmen wir an, daß das Mittel hilft, was kann das Resultat sein? Wir müssen Alle einst sterben; ob es nun heute oder morgen geschieht: ist ja gleich!" —

* In London beschäftigte vor Kurzem ein seltsamer Prozeß die allgemeine Aufmerksamkeit. Ein reicher, eitler Narr, der kein Verdienst besaß, als sein Geld, ist im Mai vorigen Jahres gestorben, und hat in seinem Testamente 30,000 Thlr. ausgesetzt, wofür man ihm eine Statue, eine Reiterstatue, errichten soll. Die Erben griffen das Testament an und behaupteten, diese Bestimmung im Testamente beweise, daß der Mann bei der Abfassung desselben verrückt gewesen; der Gerichtshof erklärte indeß, wenn auch die bestrittene Testamentsclausel von großer Eitelkeit des Testators zeige, so sei sie doch keineswegs ein vollständiger Beweis seiner Verrücktheit. Und die Reiterstatue wird errichtet. Der Mann hieß Hebert.

* In einer französischen Stadt stahl kürzlich ein armer Mann 6 Sgr. und wurde, weil er sich dieses Verbrechens schon ein Mal schuldig gemacht hatte, zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Für das gestohlene Geld kaufte der Mann sofort ein Brod für seine Kinder; er wurde dabei ergriffen und es ergab sich, daß das Brod zu leicht war, so daß auch der Bäcker, und zwar zu anderthalb Thaler Strafe, verurtheilt wurde.

* Ein französisches Blatt meldet, daß ein Dr. Schreiber zu Brzesc-Litewski die Trunksucht durch folgendes Mittel heile: er sperrt den Trunkenbold in eine Kammer und giebt ihm Branntwein, mit zwei Drittheilen Wasser vermischt, nach Belieben zu trinken, ebenso Bier, Wein, Kaffee, aber mit einem Drittel Wasser gemischt. Alle Speisen, Brod, Fleisch u. s. w., sind mit Branntwein zubereitet. Der arme Teufel befindet sich somit in einem Zustande fortwährender Trunkenheit. Vom fünften Tage an gewinnt er einen entsetzlichen Abscheu gegen den Branntwein, den man ihm unter allen Gestalten darbietet; er bittet dringend um etwas anderes, erhält aber nichts, als bis es ihm völlig unmöglich geworden ist, Branntwein hinunter zu bringen. Er ist sodann von seiner Neigung zur Völlerei gänzlich geheilt, und schon der bloße Anblick von Branntwein erweckt ihm Brechreiz. (Es verlohnte sich wohl, einen Versuch mit dem so einfachen Mittel auch bei uns zu machen!)

Druck und Verlag von W. Levysohn.